

Zum Menschenbild

Der Commons- Ansatz verträgt sich nicht mit dem Menschenbild des homo oeconomicus, das immer noch in der traditionellen Volkswirtschaftslehre bemüht wird. Die Commons-Idee stützt sich dagegen auf ein modernes relationales Menschenbild, in dem das Bedürfnis nach gelingenden Beziehungen im Mittelpunkt steht. Die immer wieder diskutierte Frage, ob der Mensch ein eher rücksichtsloser Egoist oder ein im Grunde soziales emphatisches Lebewesen ist, führt aus dieser Sichtweise auf eine falsche Fährte. Menschen sind keine statischen Wesen, sondern sie entwickeln sich im Laufe ihres Lebens. Sie können sich also sehr wohl als Egoist aber auch als emphatisches Wesen entpuppen. Heute ist man sich in der Wissenschaft weitestgehend darin einig, dass die Menschen erst im Laufe ihres Lebens bestimmte Handlungsmuster entwickeln. Eine Gesellschaft, die besonders egoistisches Verhalten fördert, wird entsprechend viele Menschen mit Ellbogenqualitäten hervorbringen.

In dem im Jahr 2020 erschienenen Buch von Rutger Bregman „Im Grunde gut“ erörtert der Autor die oben gestellte Frage nach einem zeitgemäßen Menschenbild. Wir geben hier eine Besprechung des Buchs, die am 8. Juni 2020 im Deutschlandfunk veröffentlicht wurde, wieder: https://www.deutschlandfunk.de/rutger-bregman-warum-der-mensch-im-grunde-gut-ist.1310.de.html?dram:article_id=478076 (abgerufen am 28. 8.2020)

Rutger Bregman: Warum der Mensch im Grunde gut ist

Im Grunde ist der Mensch gut: Zu diesem Fazit kommt der Historiker Rutger Bregman in seinem neuen Buch mit dem Untertitel „Eine neue Geschichte der Menschheit“. Er widerspricht damit Philosophen wie Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau – und nimmt den Menschen dabei rein wissenschaftlich unter die Lupe.



Der niederländische Historiker Rutger Bregman wagt einen Blick in die Geschichte der Menschheit: Was befindet sich hinter dem dünnen Firnis der Zivilisation?

Könnte der Mensch tatsächlich gar nicht so schlecht sein, wie ihm selbst immer wieder weisgemacht wird? Was wäre, wenn in Bewährungssituationen unter dem dünnen Firnis der Zivilisation gar kein böses, barbarisches Wesen zum Vorschein käme, sondern ein grundgutes? Eines, das nicht nur die eigenen Interessen im Blick hat, sondern auch die der Gemeinschaft? Ein Gedanke, der angesichts leer gekaufter Supermarktregale und zu Wucherpreisen gehandelter Atemschutzmasken in Zeiten der Coronakrise durchaus abwegig erscheint.

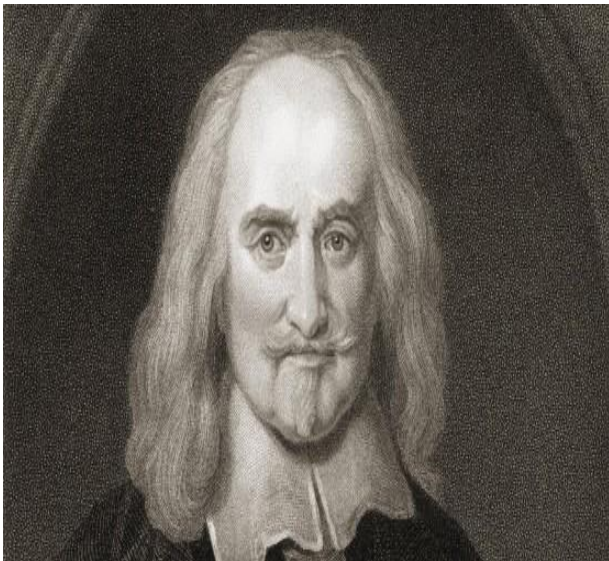
Die Freiheit prägt den Menschen

Dennoch, ein Blick in die Historie zum Zwecke der Selbsterkenntnis könnte lohnen, meint der niederländische Historiker Rutger Bregman. Immerhin hatte sich bereits Winston Churchill verschätzt mit seiner Befürchtung, die deutschen Bombardements während des Zweiten Weltkrieges würden nicht nur britische Städte zerstören, sondern Angst und Panik auslösen und somit die Moral wie den Verteidigungswillen der Bevölkerung schwächen. Doch nichts dergleichen geschah:

„Die psychiatrischen Notaufnahmen blieben leer. Mehr noch, mit der mentalen Gesundheit vieler Briten ging es bergauf. Der Alkoholmissbrauch nahm ab. Weniger Menschen als in Friedenszeiten begingen Selbstmord. Nach dem Krieg sehnten sich viele Briten sogar nach der Zeit des Luftkrieges zurück, als jeder jedem half und es keine Rolle spielte, ob man links oder rechts, arm oder reich war. ‚Die britische Gesellschaft wurde durch den Luftkrieg in vielerlei Hinsicht stärker‘, schrieb ein britischer Historiker später. ‚Hitler war enttäuscht.‘“

Die Fehleinschätzung resultierte aus der Annahme, dass der Mensch eine einsame und armselige Kreatur sei, dessen kriegerischer und zerstörerischer Drang im Grunde nur durch eine autoritäre Macht im Zaume gehalten werden könne, durch einen großmächtigen Leviathan beispielsweise, wie beim Philosophen Thomas Hobbes. In Freiheit werde er unweigerlich zu einem wilden Tier.

„Der Mensch ist des Menschen Wolf“ – Eine Theorie des englischen Philosophen Thomas Hobbes



Muss der Mensch zivilisiert werden?

Jean-Jacques Rousseau hingegen hielt die Zivilisation für das eigentliche Verderbnis. Sie hat den Menschen aus seinem seligen Naturzustand gerissen, ihm die Freiheit geraubt und zu einem zynischen Egoisten geformt. Beide, Hobbes und Rousseau, hätten noch immer großen Einfluss auf unser heutiges Menschenbild, meint Rutger Bregman.

„So fußte die Wirtschaftswissenschaft von Anfang an auf einem Hobbes’schen

Menschenbild: dem des rationalen, egoistischen Individuums. Rousseau dagegen ist enorm einflussreich auf die Pädagogik geblieben, weil er daran glaubte, dass Kinder so frei wie möglich aufwachsen sollten (ein revolutionärer Gedanke im 18. Jahrhundert).“

Bregmans Eingangsthese, dass die meisten Menschen „im Grunde gut“ seien, lässt bereits vermuten, welcher der beiden Philosophen für den Autor die größere Überzeugungskraft besitzt. In seiner „neuen Geschichte der Menschheit“, wie sein Buch im Untertitel heißt, will Rutger Bregman die Welt jedoch nicht aus dem „Philosophensessel“ heraus betrachten, sondern anhand von wissenschaftlichen Erkenntnissen, Berichten und Untersuchungsergebnissen gängige Narrative hinterfragen.

Die angeblichen Barbaren der Osterinsel

Zum Beispiel die Sache mit der Osterinsel – bekannt für ihre ebenso kolossalen wie rätselhaften Steinfiguren. Um diese Moai genannten Skulpturen, heißt es, sei zwischen zwei Stämmen vor Jahrhunderten ein blutiger Krieg entbrannt. Nach der Vernichtung des einen Stammes durch den anderen, begannen die übrig gebliebenen Inselbewohner sich gegenseitig zu töten und zu verzehren. Ein Beweis für Thomas Hobbes' Theorie, der Mensch ist des Menschen Wolf. Zumal sich die Bevölkerungszahl auf dem Eiland nach Schätzungen von Entdeckungsreisenden von 15.000 auf zirka 2.000 deutlich reduziert hatte. Nach neuen Berechnungen haben jedoch nie mehr als 2.200 Einwohner auf der Osterinsel existiert. Rutger Bregman konstatiert:

„Mit anderen Worten: Die Tausende von Osterinsulanern, die sich gegenseitig gefoltert, getötet und gefressen haben sollen, verfügen über ein ausgezeichnetes Alibi. Es hat sie nie gegeben.“

Wie erklärt man das Böse?

Wer über das Gute im Menschen schreibt, das weiß Rutger Bregman, muss sich die Frage stellen, wie der Holocaust, der planmäßig durchgeführte Mord an sechs Millionen Juden, zu erklären ist. Der Holocaust ist das Beispiel schlechthin für die unfassbare Grausamkeit, das unleugbar Böse, zu dem der Mensch nun mal fähig ist. Bregman folgt der Philosophin Hannah Arendt und betrachtet Adolf Eichmann, den Organisator der Shoah, als Paradebeispiel für die „Banalität des Bösen“. Eichmann sei kein Monster gewesen, sondern ein pflichtbewusster deutscher Schreibtischtäter, der aus der Überzeugung handelte, Schaden von dem Staat, dem er diene, abzuwenden.



Die Philosophin Hannah Arendt und Autorin des Buches „Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen“. (Getty Images / Archive Photos / Fred Stein Archive)

„Der Holocaust wurde [...] nicht von Menschen angerichtet, die sich plötzlich in Roboter verwandelt hatten. [...] Die Täter waren davon überzeugt, dass sie auf der richtigen Seite der Geschichte standen.“

Rutger Bregman zeigt in seinem Buch auf nachvollziehbare Weise, wie sich selbst Menschen, die bereit sind, Grausames zu tun, einreden müssen, dass das Böse doch irgendwie gut sei. Sonst würden sich ihre Taten gegen sie selbst richten.

Auch wenn er zum Schluss ein wenig in Richtung Ratgeberecke abdriftet, gelingt es Rutger Bregman über eine lange Strecke, scheinbare Gewissheiten in Frage zu stellen und überzeugende Argumente für seine – wie es heißt – „radikale Idee“ ins Feld zu führen. Dabei erweist er sich als unterhaltsamer Erzähler, der weiß, dass man Spannung erzeugt, wenn man den Leser am Prozess der Erkenntnissuche teilhaben lässt, die eigene These immer wieder mit neuen Widersprüchen konfrontiert. Sein Buch ist ein lesenswertes Plädoyer dafür, an das Gute im Menschen zu glauben, um den Herausforderungen der Zukunft gewachsen zu sein.

Die Art und Weise wie wir Wirtschaften ist entscheidend von unserem Bild über die Menschen abhängig. Hier einige grundsätzliche Gedanken über den Zusammenhang von Wirtschaft und Menschenbild.

Wirtschaftsweise und Menschenbild

Kapitalismus ist kein Naturgesetz. Wie alle Gesellschaftssysteme ist er das Ergebnis menschlicher Bestrebungen. Aber warum führen unsere Bestrebungen gerade zum Kapitalismus?

Das trügerische Versprechen des Kapitalismus, jede und jeder könne, wenn er oder sie nur wolle, zu den Gewinnern gehören, lässt das kapitalistische System nach wie vor attraktiv erscheinen. Viele Menschen haben sich auf das kapitalistische Spiel eingestellt. Sie haben von klein an gelernt, mit anderen zu konkurrieren und ihre Fähigkeiten einseitig auf Haben und Karriere auszurichten. Oft fungiert das Streben nach Besitz und Macht als Ersatz für Zuwendung und Anerkennung. Der aggressive Verdrängungswettbewerb marktradikaler Ökonomie wird als angeblich naturgegebener Kampf ums Dasein ausgegeben, und dieser Kampf kennzeichnet nicht nur die Kultur der Wirtschaft, sondern auch das Selbstverständnis vieler Individuen. Der Erwerb materieller Güter und ungebremste Mobilitätsansprüche dienen der Demonstration des eigenen Status, und damit kämpfen Menschen um ihren Rang in der sozialen Hierarchie. Hast du was, dann bist du was! Die daraus folgende Konsumspirale ist das Gegenstück zur Spirale des Wirtschaftswachstums, und ohne dieses Gegenstück könnte das System nicht überleben: Nicht nur die Kapitaleigner, auch wir Konsumenten treiben den Kapitalismus an! Angesichts dieses offenbar engen Zusammenhangs stellt sich die Frage nach der Rolle, die wir dabei spielen.

Man kann das Verhalten menschlicher Individuen u.a. aus dem Spannungsfeld zweier gegensätzlicher Pole erklären. Zum einen haben wir das Bedürfnis nach Autonomie und Selbstentfaltung („Selbstpol“), zum anderen nach Zuwendung und sozialer Beziehung („Sozialpol“). Aufgrund dieser sich gegenüberstehenden Pole spricht man von der Bipolarität oder auch Dualität menschlicher Grundbestrebungen. Diese Bestrebungen sind aber nicht nur gegensätzlich, sondern zugleich aufeinander bezogen. Wir benötigen gleichermaßen die Entfaltung des Selbstpols wie auch des Sozialpols. Das Verhältnis zwischen beiden Polen kann bei jedem Individuum unterschiedlich ausgeprägt sein und sich günstig oder problematisch entwickeln. (Die Gründe dafür können bereits in der Eltern-Kind-Beziehung oder auch in den später gemachten Erfahrungen des Individuums liegen.) Es geht dabei um Ausgewogenheit: Unsere Beziehungen gelingen dann am besten, wenn damit zugleich eine für uns optimale Balance der dualen Grundbestrebungen einhergeht.

Dem Kapitalismus ist es weitgehend gelungen, unsere „zweidimensionale“ Sicht- und Erlebensweise – die sowohl den Wunsch nach Selbstentfaltung als auch den nach Kooperation umfasst – in eine „eindimensionale“ umzuformen. Dabei wird der Sozialpol von einem in die Irre geleiteten Selbstpol dominiert. Wir verfallen dem Grundirrtum, das Glück einseitig im Mehr-Haben zu suchen. Die für unsere Gesellschaft typischen Merkmale wie Zeitknappheit, Konkurrenzdruck, Angst, Stress und der Zwang zur Selbstoptimierung sind deutliche Symptome dieser einseitigen Ausrichtung. Als Trostpflaster bietet das kapitalistische System riesige Konsumtempel, einen überbordenden Tourismus oder die Flucht ins Virtuelle an.

Eine solidarische Gesellschaft hat den Anspruch, diese Unausgewogenheit zu überwinden. Dabei soll es nicht darum gehen, den Spieß umzudrehen, sodass der Sozialpol nun den Selbstpol dominiert (wie das die Formen von Staatssozialismus mit überbetontem Kollektivismus versucht haben). Sondern es sind gesellschaftliche Rahmenbedingungen nötig, die ein aufeinander bezogenes Verhalten sinnvoll machen und belohnen, um so ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Selbstpol und Sozialpol zu ermöglichen.

Text: Norbert Bernholt